

Kambodscha –		166. Spielsucht	253
152. Anklage	236	167. Ausblick	254
153. Kontensperrung	240	168. Quo vadis?	256
154. Schweiz • Kneiffall	242	169. Seuchenwahn	257
155. Europa • Sesselfurzer	243	Italien –	
Kambodscha –		170. Computerautomatismen	259
156. Fledermaus	243	171. Epilog	260
157. Mückenplage	244	Dank	263
158. Feuerwerk	245		
China –		Bildtafeln	
159. Fernbedienung	245	Bildtafeln I	33
160. Papierdrache	246	Bildtafeln II	73
161. Tigersprung	247	Bildtafeln III	97
162. Halleluja	248	Bildtafeln IV	113
163. Klorinne	249	Bildtafeln V	137
164. Südkorea • Muskelkater	250	Bildtafeln VI	185
Kambodscha –			
165. Coronakratie	251		

Vorwort



*Das Universum ist vollkommen.
Es kann nicht verbessert werden.
Wer es verändern will, verdirbt es.
Wer es besitzen will, verliert es.*
(Laotse)

Dreimal in meinem Leben habe ich in der Lagune von Moorea geschnorchelt, auf einem Eiland inmitten der unendlichen Weiten des Pazifischen Ozeans. Beim ersten Mal war das Wasser klar und voller Leben. Fünfzehn Jahre später musste ich feststellen, dass die Lagune im Sterben lag und erwähnte dies meinen Freunden gegenüber, die dort wohnen. Sie meinten, es sei doch alles in bester Ordnung. Bei meinem dritten Besuch mussten sie eingestehen, dass die Bucht tatsächlich im Eimer war. Schleichende Veränderungen sind eben nur schwer wahrzunehmen.

Selbst auf den abgelegensten Atollen sind viele Strände inzwischen voller angeschwemmter Plastikflaschen, die von weit her andriften oder von vorbeifahrenden Schiffen stammen. Die Erdbevölkerung wächst exponentiell an und mit ihr auch der Müll. Man kann es drehen und wenden wie immer man will, aber auf jede Aktion erfolgt eine Reaktion. Wird unsere Zukunft auf einem Müllhaufen enden? Es geht ja nicht nur darum, die rapide anwachsende Erdbevölkerung mit genügend Wasser und Lebensmitteln zu versorgen, sondern auch um die Lebensqualität. Eine Welt ohne genügend Freiräume für Mensch und Tier ist kaum noch lebenswert.

*Was du dir selbst nicht wünschst,
das tue nicht andern an.*
(Konfuzius)

War sich Nicolai Kopernikus noch sicher, dass wir uns um die Sonne bewegen, so weiß inzwischen jedes Kind, dass sich heute alles um Macht, Geld und Erdöl dreht. Längst ist George Orwells Vision vom Überwachungsstaat

zur Tatsache geworden. Auch Geschichtsfälschung ist nichts Neues, das kannten schon die Pharaonen. Indessen ist alles im Wandel, ein stetes Kommen und Vergehen. Was gestern war, ist heute nicht mehr; was heute ist, wird morgen nicht mehr sein. Bei allem Machtstreben und Größenwahn: Wir sind und bleiben nie mehr als ein unbedeutender Wimpernschlag in der Erdgeschichte. Noch lässt sich endlos streiten, wie lange unser blauer Planet ein weiteres Anwachsen seiner Bewohner erträgt und ob die reichereren Teile der Erdbevölkerung bereit sind, ihren Lebensstandard drastisch zu senken, damit es auch andere besser haben. Unsere Zivilisation und deren Wirtschaftssystem basiert auf der Verfügbarkeit billiger, nicht erneuerbarer Energien und auf Expansion. Es ist aber ein Schneeballprinzip: Den Letzten beißen die Hunde. Selbst wenn es gelänge, eine unerschöpfliche Energieform nutzbar zu machen, ließe sich damit das Problem nur hinauszögern oder bestenfalls verlagern. Eine endliche Welt hat nur Platz für eine endliche Anzahl von Bewohnern. "Gehet hin, vermehret euch und macht euch die Erde untartan." Hat sich die Bibel in diesem Punkt geirrt?

Die Episoden meiner Reiseerlebnisse sind aus der Erinnerung in zeitlicher Reihenfolge geschrieben, nicht, wie man erwarten könnte, nach Ländern geordnet. Es sind reale Ereignisse, nur die Dialoge sind nachempfunden. Ich habe mir aber die Freiheit genommen, einige wenige zusammenzulegen. Manche Reisen habe ich mit meiner Familie unternommen, andere mit Freunden oder alleine. Im Nachhinein kann ich es kaum noch fassen, wie wir es zustande brachten, zum Teil mit mehreren Hundert Kilogramm an Ausrüstung und unglaublicher Plackerei um die ganze Welt zu reisen.

Inzwischen ist manches auf der Erde besser geworden; vieles leider schlechter. Wenn dieses Buch auch nur ein paar wenige Denkanstöße vermittelt, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Die Jahre 1968 bis 1971



1. Schiffsreise Aufbruch

Wenn ich es mir im Rückblick genauer überlege, trug ein Film des bekannten Tauchers und Zoologen Prof. Dr. Hans Hass die "Schuld" an allem. Sechzehn Jahre alt bin ich, als ich eine Filmvorführung über seine Abenteuer im Roten Meer besuche. Die verschwenderische Farbenpracht in den Tiefen der Ozeane begeistert mich derart, dass auch ich mir eines dieser Tauchgeräte anschaffe. Es gibt zwar schon Tauchklubs, aber keine kommerziellen Tauchschulen. Man braucht auch keine Diplome, Arztzeugnisse und dergleichen, um sich fürs Abtauchen zu rechtfertigen. Ein Sachbuch genügt, um sich das Tauchen selbst beizubringen. Die Felsenküsten der italienischen Riviera sind noch eine Märchenwelt mit seltenen Edelkorallen, roten, gelben, braunen, weißen und grünen Schwämmen. Das Meer schimmert azurblau, man kann glasklare dreißig Meter weit sehen. Bei einem Tauchgang an der gleichen Stelle viele Jahre später wird die Sicht noch knappe zwei Meter betragen, das Wasser schmutzig und grün veralgt sein. Die logische Folge einer wachsenden Bevölkerung mit ihrem Wohlstandsmüll.

Fest entschlossen, fernab jeder Zivilisation zu tauchen, beginne ich 1967 Geld für eine große Reise zu sparen. Durch Zufall lerne ich einen ebenso unternehmungslustigen Fotografen kennen. Wir träumen von einer Reise per Landrover in den Sudan, ans Rote Meer. Als ich mich eingehend informiere, muss ich jedoch bald einsehen, dass dies an Bürokratie und Finanzmitteln scheitern würde. Als der Fotograf, von Planung zu Planung immer unrealistischer werdend, auch noch von einem eigenen Segelschiff schwärmt (viel später soll ich erfahren, dass er wirklich eines gekauft hatte: für den Bodensee), schaue ich mich nach einem anderen Kumpel um. Der schlägt eine Reise mit dem Passagierschiff nach Südostasien vor. Finanziell ist das machbar. Wir sagen uns, wenn es schon so weit weg geht, dann sollten wir uns besser gleich noch ein Immigrationsvisum für Australien besorgen. Das ist leicht zu erhalten. Auf Seekarten suche ich nach geeigneten Korallenriffen und als mir

ein faszinierendes Buch über Bali und die benachbarten Inseln in die Hände fällt, ist unser Ziel festgelegt. Es soll die Insel Lombok werden.

Leider bekommen wir Schwierigkeiten bei der Visabeschaffung. Es geht der Botschaft nicht darum, ob wir genügend finanzielle Mittel haben, sondern sie verlangt nach Sponsoren. Indonesien kommt damit nicht mehr infrage. Langsam in Zeitnot geraten, versuchen wir es mit den Philippinen. Dort erhalten wir problemlos die Visa für einen längeren Aufenthalt, auch ohne Sponsoren-nachweis. Und dort nimmt meine Inselmanie ihren Anfang.

An einem kalten Dezembertag schiffen wir uns in Marseille ein. Neun schwere Kisten mit Schlauchboot, Außenbordmotor, Tauchflaschen, Luftkompressor, Unterwasserkameras und Campingausrüstung haben wir bereits vorausgeschickt. Wegen einer politischen Krise nach dem Sechstagekrieg ist der kürzeste Weg durch den Suezkanal gesperrt. Die Reise muss um Afrika herumführen.

Auf dem Schiff vertreibt man sich die Zeit mit dem Erzählen von Erlebnissen. Ein Deutscher prahlt wie er, ohne seekrank zu werden, allen Stürmen der Nordsee getrotzt habe. Beim Kap der Guten Hoffnung wird das Meer dann rau, sehr rau sogar. Am Bullauge spritzt das Wasser hoch, das Schiff ächzt wie brechendes Gebälk. Man hört Metalltüren auf- und zuschlagen. Mir wird schlecht und ich muss mich hinlegen, denn nur so fühle ich mich ein wenig besser. Lesen geht nicht mehr, denken fast nicht mehr. Zur Mittagszeit fasse ich optimistisch den Entschluss, etwas Leichtes, vielleicht eine Suppe zu essen. Widerwillig schäle ich mich aus der Wolldecke des Etagenbetts und schleppe mich den Gang entlang, jede verfügbare Möglichkeit nutzend, um mich festzuhalten, denn das Schiff wird auf und ab geworfen. Während es ins nächste Wellental kracht, wird mir auf der steilen Treppe, die hinauf zum Speisesaal führt, der Boden förmlich unter den Beinen weggerissen. Der sonst so belebte Saal ist bis auf wenige Personen leer. Die Tischumrandungen sind hochgeklappt, damit die Teller nicht über den Rand rutschen. Der sturmerprobte Deutsche ist nirgends zu sehen. Ein Kellner, ziemlich fahl im Gesicht, torkelt an meinen Tisch. Ich bestelle eine Suppe, doch schon kurz darauf bereue ich es wieder. Lustlos löffle ich, mit der linken Hand den Teller festhaltend, in der umherschwappenden Fleischbrühe herum. Dann, bevor alles wieder hochkommt, trete ich rasch den Rückzug zur Kabine an. Als ich mich einer offenstehenden Toilettentür nähere, höre ich eine

Inderin stöhnen und jammern. Man könnte glauben, es sei für die Letzte Ölung schon zu spät. Es riecht bis in den Gang hinaus wenig ermutigend. Dreimal muss ich leer schlucken, dann geht es wieder besser und ich eile hastig vorbei. Mit viel Mühe klettere ich auf mein Bett, schließe die Augen und versuche zu schlafen; schlafen, nur schlafen.

Ohne die Abkürzung durch den Suezkanal dauert die Reise sehr lange. Das hat auch Vorteile, denn ich lerne dabei meine zukünftige Frau kennen, eine Verbindung, die bis zu ihrem frühen Tod halten wird. Sie ist Japanerin und nach einer längeren Tour durch Europa auf dem Rückweg in ihre Heimat.

Es gibt an Bord Passagiere, für die der endlos scheinende Schiffsaufenthalt weniger bekömmlich ist – nicht nur wegen der Wogen. Weil man nichts Beseres zu tun hat und um bei Laune zu bleiben, sitzen wir am Tisch und spielen Karten. Plötzlich springt ein Jugoslawe von seinem Stuhl auf, schmeißt die Karten auf die Schiffsplanken und schreit hysterisch, er halte es hier nicht mehr lange aus, sei am Durchdrehen und dies wäre garantiert seine letzte Seereise gewesen. Daraufhin verschwindet er in Richtung Kabine. Alle schauen ihm irritiert nach.

Immerhin, am Weihnachtstag bekommen wir Besuch von ein paar Leuten aus der ersten und zweiten Klasse, die sich dort langweilen.

Unter viel Lärm werden Laufbrücken auf das Deck geschoben. Ein kurzer Aufenthalt in Südafrika steht bevor. An Land scheint der Boden noch immer unter meinen Füßen zu schwanken. Es haben sich inzwischen allerhand Briefe angesammelt und wir machen uns gemeinsam mit einer Bekanntschaft aus Pakistan zum Postbüro auf. "Whites only", nur für Weiße, steht auf einem Schild an der Tür. Der Pakistaner muss einen anderen Eingang benutzen. Die Japaner zählt man aber noch zu den Weißen. In welchen Amtsstuben werden solche Unarten wohl ausgebrütet? Auch im angrenzenden Park prangt auf den Bänken "For whites only".